

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 58 (1954-1955)
Heft: 16

Artikel: Der Schwarze
Autor: Kilian, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670129>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Meielis Hände begannen zu zittern. Sie erhob sich auf wankenden Knien und stürzte zu ihm hin: «Ich will!» sagte sie. Ein Gesicht, so voll ruhiger Kraft hatte ich noch bei keinem Menschen gesehen.

Resli legte den Arm um sie: «Hast du dir dieses Wort überlegt? Reichtümer habe ich dir keine zu bieten, aber arbeiten werde ich.»

Mutter hatte bis jetzt in stummer Uebernommenheit zugehört. Jetzt wandte sie sich an den Burschen: «Da ist jemand, Resli, der für dich sorgen wird, und für den du sorgen musst... Meieli verdient es!» Sie strich ihr übers Haar.

«Das will ich!» versprach Resli und sah der Mutter offen ins Gesicht.

Mein kindliches Herz spürte plötzlich alle Zusammenhänge.

Am späten Abend haben wir Meieli doch noch gefeiert. Wir feierten sie zweifach: Ihren Eingang in unser Haus und zugleich ihren Fortgang. Es tat uns weh, Meieli zu verlieren. Sie war allen lieb.

Der Strom des Lebens verschlang die beiden. Wir hörten bald nichts mehr von ihnen. Vielleicht hat Resli, der Meielis Treue zehn Jahre vergessen, ihr neue Lasten auferlegt. Vielleicht aber war das Mädchen dazu ausersehen, nach verlorenen Jahren des Lebens, ohne Freude, ohne Liebe, ohne Glanz, des unsicheren Mannes Schritte zu lenken.

Der Schwarze

(Steimen, ein junger Schweizer, den die Arbeitslosigkeit über die Grenze und in das Ungewisse gelockt hat, wandert kreuz und quer durch Südfrankreich, um eine Beschäftigung zu finden.)

Er hatte sich einige Monate vor unserer Begegnung in Digne aufgehalten; das ist bekanntlich der Hauptort des Departementes Basses-Alpes, eine kleine Provinzstadt von eigenartigem Reiz, die wahrhaftig hinter dem breiten Rücken des lieben Gottes zu dösen scheint. In der Nähe des Städtchens hatte er auf einem Hof die Zisterne in Ordnung gebracht und eine Trockenmauer ausgebessert; dafür waren ihm reichliche Mahlzeiten vorgesetzt worden, überdies erhielt er auch ein wenig Lohn und durfte in einem sauberen Bett schlafen, alles Dinge, die er zu würdigen wusste. Er hätte noch lange und willig ausgeharrt; doch die Arbeit war, wie alle vorhergehenden Beschäftigungen, nur von kurzer Dauer. Wohl oder übel musste er wieder weiterwandern, und zwar wandte er sich dem Vartal zu, da er die Absicht hatte, irgendwo bei Nizza das Mittelmeer zu erreichen.

Einige Wegstunden südlich von Digne kam er in ein Dorf, das anmutig zwischen Hügeln und Wäldern eingebettet lag. Das fruchtbare, ungewöhnlich grüne Tal erinnerte ihn an die Heimat; das Dorf indessen war eine typisch provenzalische Siedlung, fern von Paris und weit im Umkreis mit

keinem Schienenstrang verbunden. In der Mitte des Dorfes befand sich ein grosser topfebener Platz, und ringsum spendeten Platanen ein wenig Schatten. Trotz der immer noch sengenden Hitze spielten ein paar Burschen das obligate Boule-Spiel. Sie beachteten den Fremdling, der ihnen eine Weile zuschaute, kaum; dabei war er gewiss keine alltägliche Erscheinung in diesem abgelegenen Dorf. In den ausgestorbenen Gassen badeten träge gackernd die Hühner im schuhtiefen Staub. Die einschläfernde Stille des Südens brütete über dem Nest.

Steimens Kehle war brandtrocken geworden; der schon mehrstündige Marsch über die mit niederen Kiefern bedeckten Höhen hatte ihm zugesetzt. Er blickte sich nach einem Gasthaus um, fand auch bald eines und trat durch den leise klirrenden Glasperlenvorhang in ein dämmerndes, muffig riechendes Lokal.

Seine Augen mussten sich erst an das Zwielicht gewöhnen, bevor er sich setzen konnte. Die Wirtsstube war nicht leer, wie er zuerst geglaubt hatte; drei alte Männer sassen an einem schmie-

Abendsonne im Buchenlaub

Photo: A. Füglistner



rigen Tisch, dösten vor sich hin und grüssten den Fremden mit einem stummen Nicken, das nicht übertrieben freundlich war.

Nach einer Weile erschien ein vermutlich noch nicht fünfzehnjähriges Mädchen, das ihn mit leiser Stimme und neugierig forschenden Augen nach seinem Wunsch fragte. Er bestellte, indem er ebenfalls leise sprach, eine Flasche vom landesüblichen, billigen Rotwein, den er alsdann mit Limonade verdünnte. Dieses Gemisch ergab ein erfrischendes und durststillendes Getränk, das er schon erprobt hatte. Behaglich lehnte er sich nach dem ersten gierigen Schluck an die mit Fliegen-dreck gesprenkelte Wand, die gewiss seit vielen Jahren von keiner Fegbürste mehr berührt worden war. Er entspannte seine müden Beine und dachte — wie schon so oft während der hinter ihm liegenden Tage — darüber nach, wo er wohl in der Nacht seinen Schlaf finden würde. Immer, wenn der Tag sich wieder abendwärts neigte, musste er an diese simple Notwendigkeit denken, und die Fragwürdigkeit seines unsteten Wanderlebens kam ihm nie deutlicher zum Bewusstsein,

als wenn er an seine noch unbekannten Schlafstätten dachte.

Es war etwa vier Uhr am Nachmittag. Noch immer flammte die Sonne unbarmherzig am weissglühenden Himmel. Er nahm sich vor, eine halbe oder auch eine ganze Stunde in der Pinte zu rasten und sich ein wenig vom Fliegensummen einlullen zu lassen. Es kam ja nicht darauf an, wie und wo er seine Zeit verbrachte. Mit dem einbrechenden Abend wollte er noch ein gutes Wegstück hinter sich bringen; vielleicht hatte er das Glück, ein Gefährt aufzuhalten, und schliesslich würde er wieder irgendwo einen regensicheren Unterschlupf finden, so hoffte er wenigstens.

Es dauerte geraume Zeit, bis Steimen seine Aufmerksamkeit erneut den alten Männern zuwandte. Sie sassen vor einem irdenen Krug und leeren Gläsern und betrachteten ihn ab und zu mit einem raschen, prüfenden Blick. Das lautlos huschende Mädchen hatte die Wirtsstube durch eine Hintertür verlassen.

Nur langsam und wie tröpfelnd kam das Gespräch, das sie offenbar um seinetwillen unter-

brochen hatten, in Gang. Steimen konnte kein Wort verstehen. Seine französischen Sprachkenntnisse waren wohl mangelhaft, aber es gelang ihm im allgemeinen doch, sich einigermaßen zu verständigen, und auch das Lesen fiel ihm nicht schwer. Die Alten unterhielten sich indessen in einem Dialekt, der ihm unverständlich blieb und der in einem eigentümlichen Rhythmus sich immer wieder zu einem fast gutturalen Singsang steigerte, dessen Fremdartigkeit Steimen angenehm empfand. Es dünkte ihn, der Dialekt sei harmonisch auf das Aeussere der drei Alten abgestimmt, auf ihre ledrigbraunen, faltigen Gesichter, ihre beherrschten Gesten, ihre Schnurrbärte und ihre Augen; ja sogar mit der Form des irdenen Kruges schien ihm dieses Patois zusammenzustimmen.

Bald wurden ihre Gesten lebhafter und ihr Singsang lauter. Einer erhob sich plötzlich, ging heftig gestikulierend zur Tür und streckte seinen gichtigen Zeigfinger wie eine Lanze aus, indem er fast beschwörend auf den fett gedruckten Text eines Plakates wies, das mit Reissnägeln an der Türfüllung haftete. Steimen hatte dem Plakat keine Beachtung geschenkt; erst durch den leidenschaftlich deutenden Alten wurde er darauf aufmerksam.

Es handelte sich, wie er sofort sah, um einen Streckbrief. Für die Ergreifung des Gesuchten war eine Summe von 5000 Francs ausgesetzt worden; die grossen Ziffern sprangen gleichsam aus dem übrigen Text heraus.

Während nun der Bauer wieder an seinen Platz zurückstelte und die Unterhaltung ihren Fortgang nahm, buchstabierte Steimen den ganzen Text. Ein Neger wurde gesucht, der anscheinend von Marseille oder Toulon gekommen war und auf einem Hof in der Nähe von Digne einen Raubmord begangen hatte. Das Bild des Mörders fehlte, hingegen war ein Signalement angegeben, das jedoch ziemlich nichtssagend formuliert war — wie die meisten Signalemente. Das hervorstechendste Kennzeichen schien jedenfalls zu sein, dass es sich um einen Neger handelte. Da jedoch in Frankreich, und besonders im Süden des Landes, die Schwarzen keine Raritäten sind, war dies ein sehr fragwürdiges Erkennungszeichen. Ausserdem sollte es sich um einen noch jungen Neger von hohem Wuchs handeln, mit einem eiförmigen Kopf und kurzen, krausen Haaren. Es gibt jedoch kaum junge und hochgewachsene Neger, die nicht auch kurze und krause Haare besitzen. Steimen fand den Text läppisch; tausend Schwarze konnte

man auf Grund dieses Allerweltssteckbriefes verhaften und der wirkliche Täter würde nicht einmal dabei sein.

Er gähnte. Dann raffte er sich auf, mischte wieder Wein mit Limonade, trank das Glas in einem Zug geniesserisch aus und lehnte sich von neuem ausruhend zurück. Er musste sich gegen ein heftiges Schlafbedürfnis wehren, nickte aber dennoch zweimal für kurze Zeit ein.

Einmal blickte das Mädchen in die Wirtsstube und verschwand gleich wieder lautlos wie ein Schatten. Einer der Alten stand ächzend auf und verliess mit steifen Beinen den Raum. Die beiden anderen wussten sich nichts mehr zu sagen und sassen wieder mit aufgestützten Armen am Tisch, so als schliefen sie mit offenen Augen.

Eine Stunde später verliess Steimen das Dorf in südlicher Richtung. Seine Wandertasche aus Segeltuch hatte er sich lässig über die Schulter gehängt. Es befand sich noch Wegzehrung darin, ein einziges Stück trockenes Brot. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, haushälterisch mit seiner Zehrung umzugehen, und man konnte nie wissen, ob nicht noch Manna dazu kam; ein Stück Wurst, Käse oder sonst eine angenehme Zutat.

Die Wärme hatte etwas nachgelassen. In den Wiesen zu beiden Seiten der staubigen Strasse zirpten und geigten die Heuschrecken und Grillen unermüdlich.

Er nährte die stille Hoffnung, dass es ihm gelingen würde, ein Auto zu stoppen, doch seltsamerweise blieb die Strasse leer, und als sich endlich eines mit Getöse näherte, da hüllte es ihn in eine erstickende Staubwolke ein und raste nordwärts weiter.

Nach einer Stunde etwa spürte er von neuem die arge Müdigkeit. Sie schien weniger in seinen Gliedern zu schmerzen, als vielmehr alle seine Empfindungen zu beherrschen. Vielleicht war es auch die Einsamkeit, die ihn wieder bedrückte, das trostlose Gefühl seiner Verlassenheit. Fast weinerlich war ihm zumute, oder war er nur sentimental? Er wusste es nicht; jedenfalls hätte er am liebsten geflennt, so wie er es manchmal als Kind getan hatte. Damals freilich war dem Weinen ein tiefer und wohltätiger Schlaf gefolgt, der neue Lebenskräfte spendete. Er dachte an zu Hause, und wenn er an «zu Hause» dachte, dann war damit seine Mutter gemeint. Nirgends auf der Welt schien es ihm so schön zu sein, wie bei ihr. Aber warum wusste er das nur, wenn er nicht bei ihr war? Die Landschaft mit ihren überraschen-

den und bekannten Reizen langweilte ihn. In solchen Stunden fragte er sich ernsthaft, wozu und warum er ziellos in der Welt herumzigeunere, sich den Hunger an den Hals hänge und doch nie ein wirkliches Ziel vor sich sähe. Das einzige wahre Ziel schien ihm bei seiner Mutter zu sein, aber im gleichen Atemzuge wusste er auch, dass er es zu Hause nicht mehr ausgehalten hätte.

Ueber dieses brennende Gefühl von Heimweh und Vereinsamung halfen auch die bittersten Flüche nicht hinweg, höchstens Wein, ein tiefer Schlaf, ein Mädchen oder auch ein Kamerad. Doch der Wein war für seine Tasche zu teuer, die Mädchen machten ihm keine verliebten Augen und gute Kameraden fanden sich selten.

Als er eine Strassengabelung erreichte, blieb er eine Weile ratlos zaudernd stehen. Die eine Seite des Wegweisers nannte ihm als Ziel die Rosenstadt Grasse, die andere Nizza. Unentschlossen blickte er die Tafeln an. Er schwankte. Es schien fast, als erwarte er ein Zeichen. Dann raffte er sich entschlossen auf und schlug die Richtung nach Grasse ein; nach etwa hundert Schritten hielt er wieder zögernd an, kehrte missmutig zurück und wählte doch die Strasse nach Nizza. Warum er dies tat, wusste er nicht; seine Müdigkeit war wohl die Ursache; vielleicht kam es ihm auch nicht darauf an, auf welcher Strasse er wanderte.

Nicht lange dauerte es und das bebaute Land nahm ein Ende. Zu beiden Seiten der Landstrasse lagen Steintrümmer, dazwischen blühte manns hoher Ginster, wucherten olivgrünes Wacholdergesträuch und winterdürres Gras.

Dann vernahm er ein grollendes Rauschen. Felsabstürze schoben sich zusammen und ein reissender Fluss wurde sichtbar. Er war nicht breit, doch hätte man ihn nicht durchwaten können. Aufschäumend und wirbelnd schoss das Wasser durch das steinige Bett. Erlengebüsch hatte sich am Ufer angesiedelt, aber neben der Strasse breitete sich Wüste aus, Geschiebe und Geröll, Ginster und magere Salbeistauden.

Es ärgerte ihn jetzt auf einmal, dass er nicht die Strasse, die nach Grasse führte, gewählt hatte, und er verstand seinen Wankelmut nicht, seine Unsicherheit, seine ihm selbst unverständliche Verwirrung.

Je weiter er kam, desto trostloser erschien ihm das Tal. Die Strasse befand sich in einem bedenklichen Zustand und wurde offensichtlich wenig

befahren. Sie lief meist nahe über dem Ufer des wildrauschenden Flusses hin, nur manchmal wich sie Gesteinstrümmern aus, die da und dort haushoch aufragten. Keine Ansiedlung war mehr zu erblicken, kein Mensch und kein Tier. Ab und zu sah er die ausgetrockneten Kadaver von Schlangen und Smaragdeidechsen, die den Tod auf der Strasse gefunden hatten. Und immerzu war das Orgeln des Wildwassers in seinen Ohren; wie eine mähliche Berausung wirkte es auf ihn ein. Nicht dass er sich ängstigte, noch nicht, aber ein unbehagliches, ja unheimliches Gefühl bemächtigte sich seiner. Er schritt schneller aus und spürte mit einemmal keine Müdigkeit mehr. Bald musste ja dieses Tal sein Ende finden! Einmal musste doch ein Haus auftauchen oder ein Dorf, freundlichere Gefilde und ein anderer Himmel.

Denn der Himmel war glutrot geworden; es war eine Himmelsfärbung, von der die alten und abergläubischen Leute zu Hause immer behauptet hatten, dass sie Unglück brächte und Feuersbrünste, Krieg oder Seuchen ankündigte.

Zu beiden Seiten des Tales stiegen die Felsen fast senkrecht zum Himmel; nicht sehr hoch, aber bedrückend genug. Die südliche Seite wurde von der scheidenden Sonne glutrot übergossen. Das Tal war grossartig und beklemmend zugleich mit seinem Tosen und eintönigen Rauschen, den schweren Schlagschatten und dem grellen Licht der Felskronen.

Er dachte beunruhigt an die schnell hereinbrechende Nacht. Vielleicht dauerte es noch eine Stunde, vielleicht auch nur eine halbe, dann würde es finster sein. In der Dunkelheit konnte er sich erst recht verlaufen oder er musste sich ein Lager zwischen den Gesteinstrümmern auf der blossen Erde suchen. Dieser Gedanke war ihm äusserst zuwider, denn obgleich er sich schon tief im Süden befand, wusste er aus Erfahrung, dass die Nächte bissig kalt werden konnten. Dann war es schwer, auch nur für ein paar kurze Stunden den erhenteten Schlaf zu finden.

Doch konnte er nirgends ein Haus erblicken. Das Tal war menschenleer, ein Tal auf dem Mond... Er hatte sich verirrt, daran zweifelte er nun nicht mehr, und einen Weg eingeschlagen, der wohl an die Küste führen mochte, aber auf grossen Umwegen.

Plötzlich hörte er hinter sich den summenden Motor eines Autos. Wie einen Erlösungsruf ver-

nahm er dieses Geräusch. Er sprang mit neuer Hoffnung auf das Strassenbord. Schon sah er eine Staubwolke, dann näherte sich das Auto schnell. Als es noch etwa hundert Schritte von ihm entfernt war, begann er wie ein Schiffbrüchiger zu winken. Er schrie mit voller Stimmkraft und gebärdete sich, je näher das Gefährt kam, wie ein Verrückter.

Es war ein alter Lieferungswagen, dessen Karosserie ohrbetäubend klapperte und rasselte. Der Lenker beachtete den leidenschaftlich Winkenden und Schreien nicht, oder er wollte ihn absichtlich nicht sehen. Ausserdem schien er in höchster Eile und spähte wie ein Sperber auf die Fahrbahn. Dann raste er vorbei. Steimen schrie wie ein Bessener, wie einer, der auf einer Eisscholle treibt und vom nahen Schiff nicht gesehen wird. Er stand in einer erstickenden Staubwolke, und dann ging sein verzweifelter Schreien fast ohne Uebergang in höllische Verwünschungen über, die er dem Auto in ohnmächtiger Wut nachschleuderte.

Das Motorengeräusch verstummte bald und nur die Staubwolke schien unbeweglich über der Strasse zu stehen.

Entmutigt setzte er seinen Weg fort. Die Füsse schmerzten ihn. Plötzlich war dieser Schmerz wieder da, als hätte ihn die Enttäuschung gerufen. Er nahm den Brotrest aus der Tasche und begann zu essen. Er musste die harte Kruste mit seinem Speichel langsam aufweichen, um das Brot überhaupt geniessbar zu machen.

Endlich verbreitete sich das Tal, und er erblickte einen Hof, doch der Hof lag auf der anderen Seite des Flusses, und nirgends konnte er eine Brücke entdecken. Einige verwilderte Aecker und Wiesen ruhten im milden Licht der Dämmerung. Ein senfgelber Hund kam gelaufen und bellte, was sein Hals nur hergeben konnte. Er sprang bis an die Brust in das Wasser, um dem Fremdling möglichst nahe zu kommen, bellte und bellte ohne Unterlass, doch kein Mensch zeigte sich, kein Rauch stieg vom Kamin auf. Der Hof machte einen öden, einen fast geisterhaften Eindruck.

Er hielt an und blickte angespannt hinüber, ob sich nicht doch jemand zeige; aber nichts regte sich, nur der senfgelbe Hund kläffte pausenlos und das Wasser umquirlte seine Brust.

Als er sich zum Weitergehen anschickte, uneins mit sich selbst und eigentümlich erregt, blickte er zurück und sah einen Mann, der leichtfüssig und mit auffallend schlenkernden Armen

daherkam. Ein Mann, der auf dieser öden Strasse wanderte, so wie er nun schon seit bald zwei Stunden. Es war ein hochgewachsener Mann mit einer sonderbaren Kopfbedeckung. Steimen blieb eine Weile scharf spähend stehen, bis der Mann näher kam, und sah endlich zu seinem nicht geringen Erstaunen, dass es ein Sohn des schwarzen Erdteils war — ein Neger.

Ein Schwarzer! Sekundenlang starrte er den Wanderer wie eine Erscheinung an und wollte auf ihn warten, doch der Neger ging auf einmal langsamer, und Steimen führte seinen Entschluss nicht aus; er schritt unvermittelt weiter, ratlos und unschlüssig und viel eiliger und hastiger, als es in seiner Absicht lag.

Der senfgelbe Hund kläffte immer noch, sprang am gegenüberliegenden Ufer entlang und gebärdete sich wie ein Rasender. Er wagte es aber doch nicht, den Fluss zu überqueren, so oft es auch den Anschein hatte. Nach einer Weile blieb er zurück, denn er hatte nun den Schwarzen erspäht und wiederholte nun bellend das gleiche rasende Spiel.

Die Dämmerung senkte sich über das Tal. Es geschah kaum merklich, überall wuchsen und verdichteten sich die Schatten und einige der zackigen Felskronen erloschen, oder sie schienen vielmehr zu verglühen wie Stahl, wenn man ihn zum Abschrecken in Oel taucht. Der Himmel wurde tief blau und war klar und wolkenlos.

Von Zeit zu Zeit blickte Steimen jetzt zurück. Er sah, dass der Schwarze mit seinen schlenkernden Armen leichtfüssig folgte. Keine Spur von Müdigkeit schien ihn zu belasten, leicht bewegte er sich auf der Strasse dahin, fast wie ein Tänzer, obgleich die Strasse doch in einem üblen Zustand war, voller Schlaglöcher und splittrigem Schotter.

Auch den Schwarzen verfolgte der senfgelbe Hund ein Stück weit am gegenüberliegenden Ufer entlang, immerzu bellend aus gerecktem Hals. Dann wurden die heiser stossenden Laute seltener, und schliesslich verstummten sie ganz.

Jetzt war nur noch das Rauschen des Flusses rundum, sonst herrschte Stille, und wieder begann die menschenleere Oede. Manchmal verbreiterte sich das Tal, dann wiederum verengte es sich beinahe zur Schlucht und verfinsterte die Strasse und den Fluss. Und federnd und schlenkernd schritt der Schwarze hinter ihm her, stets den ungefähr gleichen Abstand während und offensichtlich darauf bedacht, nicht zu nahe zu kommen, aber auch nicht zurück zu bleiben. Während Steimen sich abquälte, schien der Schwarze die



Frühlingswiese

Erde kaum zu berühren. Er verwünschte den Tag und das trostlose Tal, den eintönig rauschenden Fluss und vor allem seine ausgefallene Idee, diese Strasse gewählt zu haben. Er hatte geglaubt, dass seine sogenannte innere Stimme ihn richtig lenke, doch diese Stimme hatte ihn diesmal falsch beraten. Die Strasse nach Grasse hätte er unter die Füsse nehmen müssen; dort hätte sich das Land weit geöffnet, während er hier von neuem in die Seealpen kam und sich zwischen Felsen verlief, als ob es daraus kein Entrinnen mehr geben würde. Und doch blieb ihm keine andere Wahl, als dem Fluss entlang zu marschieren, mit der langsam schwindenden Hoffnung, noch vor dem Einbruch der Nacht auf eine halbwegs annehmbare Unterkunft zu stossen.

Dann auf einmal (er wunderte sich, dass ihm das nicht früher eingefallen war) erinnerte er sich an den Steckbrief in der Gaststube des Dorfes, die nun schon so weit hinter ihm lag. Auf jener Affiche war die Rede von einem Raubmörder gewesen, einem Neger... Der gleichzeitig mit dieser Erinnerung auftauchende Verdacht schien ihm dermassen absurd, dass er heftig den Kopf schüttelte. Ein Raubmörder wandert doch nicht auf offener Strasse dahin — und ausgerechnet auf dieser Strasse und hinter ihm! Frankreich ist gross, dachte er, und in alle Richtungen der Windrose hätte er entfliehen und sich in unzählige Schlupfwinkel verkriechen können.

Aber er blickte nun doch mit anderen Augen und Gedanken zurück, und er sah, dass der Schwarze ihm ein wenig näher gekommen war; er glaubte zu sehen, dass er lachte, dass er seine weissen Zähne entblösste und lachte... Oder täuschte ihn das Zwielicht? Ich bin nur übermüdet dachte er, wenn man übermüdet ist und hungrig, stellen sich Halluzinationen ein, das ist eine alte Geschichte; dann sieht man Gespenster. Man sollte hin und wieder mit einem Menschen reden können; wenn dieser Zustand noch lange andauert, kommt mir alles durcheinander... Während er diesen wenig erbaulichen Gedanken und Ueberlegungen nachhing, setzte er einen Schritt vor den anderen, stumpf, maschinell, als hätte er tausend Jahre noch so wandern müssen.

Wozu hat der Kerl gelacht? Steimen schritt schneller aus und schalt sich einen Toren. Als ob ich Angst hätte vor ihm. Ich bin doch, verdammt noch einmal, Mann genug, um mich meiner Haut zu erwehren! Dieses Affentheater muss jetzt überhaupt ein Ende nehmen, ich werde den Burschen

abfangen und zur Rede stellen, punktum. Das hat doch keine Art, hinter mir herzulaufen wie ein Schatten. Hat er aber nicht das gleiche Recht wie ich? Er kann doch auf dieser Strasse wandern, wie es ihm in den Kram passt — und mich geht das keinen Pfifferling an! Und wenn er doch der gesuchte Mörder wäre? Wenn das doch der Schwarze ist, der in Digne diesen bestialischen Raubmord begangen hat? Ich habe keine Waffen — nur meine Fäuste; mit meinen Fäusten müsste ich kämpfen — und er könnte mich vielleicht kaltlächelnd niederknallen wie einen tollen Hund... Er biss die Zähne zusammen und versuchte, an etwas anderes zu denken. Das ist doch alles Unsinn, einfach Unsinn. Was könnte er gegen mich schon haben, auch wenn er der Mörder wäre! Mich berauben? Er würde nur in leere Taschen greifen... Ich wüsste nicht, was er mir nehmen könnte ausser meinem Leben.

Er blickte von neuem zurück. Der Abstand zwischen ihnen hatte sich nicht verringert. Noch immer ging der Schwarze leichtfüssig mit seinen auffallend schlenkernden Armen einher. Die Dunkelheit kam, und immer schwerer sammelten sich die Schatten unter den Felsabbrüchen, in den Erlen am Ufer und im Ginster zu seiner Seite.

Ich könnte 5000 französische Francs an ihm verdienen, fiel ihm plötzlich ein, wenn er der Mörder wäre. Zum Kuckuck, das würde mich doch für eine Weile über Wasser halten! Ich könnte wieder einmal in sauberen Betten schlafen und wie ein Mensch essen; an einem weissen Tisch-tuch, mit Vorspeise, Suppe, Braten und so weiter... Er verlor sich in kulinarische Schwelgereien, doch plötzlich ermannte er sich. Dummkopf, der ich bin, ich habe ja die 5000 noch gar nicht in der Tasche — und schon will ich sie unter die Leute bringen. Das wäre allerdings für den Schwarzen ein Grund, mir das Lebenslicht auszublasen, denn alle Menschen, die es nach den 5000 Francs Kopfgeld gelüftet, müssen doch seine Todfeinde sein, das scheint mir logisch. Und wenn man einmal getötet hat, kommt es auf einen zweiten oder dritten Mord nicht mehr an...

Steimen beschleunigte seine Schritte. Er war aufgeregt und ein wenig verstört. Das Hemd klebte ihm am Rücken und die Fusssohlen brannten. Dieser zermürbende Zustand musste ein Ende finden. Er wollte ihn an sich herankommen lassen und zur Rede stellen.

Da verengte sich das Tal unerwartet zu einer Schlucht und bog in einem scharfen Winkel nach

rechts ab. Die Strasse lief an der senkrecht aufragenden Felswand entlang, und der Fluss schien an diesem jähem Knie zu kochen; er war nur noch drei oder vier Meter breit, und das Wasser schäumte rauschend an der anderen Seite auf und strömte dann wieder freier und ruhiger dahin. Hinter dem Felsentor weitete sich das Tal, die finster-triefenden Wände traten zurück, und als er noch ein kleines Wegstück hinter sich hatte, entdeckte er mit einem tiefen Aufatmen zwischen dichtem Buschwerk und Bäumen ein Dach — ein Haus! Ja, es war ein Haus.

Er begann zu laufen; heftig ergriff ihn der Anblick der menschlichen Siedlung. Er kletterte über eine Ginsterböschung, durchquerte Unkraut und massenhaft wuchernde Salbeistauden. Als er das Haus atemlos erreichte, entdeckte er, dass es eine Ruine war. Es war ein Haus, das man vielleicht schon vor vielen Jahren für immer verlassen hatte. Das Dach war im hintern Teil eingestürzt, die Mauern ohne Türen und Fenster, nur finstere Oeffnungen starrten ihn an, wie tote Augen, unheimlich und stumm.

Da der andere jeden Augenblick auftauchen konnte, verbarg er sich hinter einem verkrüppelten Oelbaum und spähte auf die Strasse.

Nach kurzer Zeit erschien der Schwarze und blieb verduzt stehen. Dann sah er das Haus, näherte sich, zögerte unschlüssig und schritt schliesslich auf der Strasse langsam weiter. Sichtlich widerstrebend setzte er seinen Weg fort, blickte immer wieder mit schnellen Bewegungen des Kopfes um sich und verschwand endlich hinter dem Gestrüpp der Strassenböschung.

Steimen hatte plötzlich heftiges Ohrensausen und die Dinge rundum schienen zu wanken wie bei einem Erdbeben. Die Stille lastete auf ihm wie ein Alpdruck. Er zitterte leicht und lehnte sich mit schwachen Knien an den Baum. Gottlob, dachte er, wenigstens ein Fleck, wo ich Ruhe habe und schlafen kann! Morgen wird sich auch wieder ein Weg finden ... Einmal muss ja dieses verwünschte Tal ein Ende nehmen. Und den Schwarzen, ob Mörder oder nicht, habe ich überlistet.

So stand er mit jagenden Pulsen, bis eine Zikade irgendwo hinter dem verfallenen Gemäuer schrill zirpte und er das monotone Rauschen des Flusses wieder hörte, das ihm aus unerfindlichen

Gründen eine Weile entgangen war. Jetzt spürte er die lähmende Müdigkeit in allen Gliedern, nicht nur in den Knien und an den brennenden Füssen. Es war ihm, als hätte er während Stunden schwere Lasten geschleppt.

In dem alten Gemäuer liess sich gewiss eine geschützte Ecke finden und als Schlafplatz herrichten. Die Hauptsache war ein Dach über dem Kopf, und die Mauern würden auf jeden Fall die Morgenkälte fernhalten.

Er trat über die Schwelle und sah zuerst nur undeutliche Umrisse, doch gewöhnten sich seine Augen bald an das Dunkel. Er strich ein Streichholz an, liess es in der gemuschelten Hand vorsichtig aufleuchten und gewahrte alsbald, dass er sich in der Küche befand, oder vielmehr in jenem Raum, der einst als Küche gedient haben musste.

Der Rauchfang war noch vorhanden, dafür lag der Herd in Trümmern. Die ziegelroten Bodenplatten waren zerschlagen und dort, wo sie herausgerissen oder zertrümmert worden waren, hatte sich Unkraut angesiedelt. An der einen Wand hing noch ein loser, schwarzer Schaft und in einer Ecke war Stroh oder Streue aufgehäuft. Anscheinend hatten schon andere vor ihm eine Zuflucht in dem verfallenen Haus gefunden.

Er wandte sich dem Ausgang zu und wollte gerade ins Freie treten, als plötzlich eine dunkle Gestalt vor ihm auftauchte. Heftig zusammenzuckend schreckte er zurück und gewahrte im gleichen Augenblick, dass es der Schwarze war.

Er duckte sich und wollte den Neger anspringen, ihn niederschlagen, ohne zu denken, ohne zu überlegen — und sah endlich, dass der Fremde schlaff und hilflos vor der Türöffnung stand, mit lang hängenden Armen und einem wehen, verkrampften Lächeln, vor dem tiefen Blau des Himmels.

«Ich ... ich ...», begann er stotternd, «gutter Kamerad ... gutter Freund ...»

Seine Stimme war hell, hell wie die Stimme eines Knaben, wenn sie zu brechen beginnt.

Diese hilflosen Worte hatte Steimen nicht erwartet. Ein tiefes Gefühl der Erleichterung durchrann seinen ganzen Körper. Er näherte sich dem Schwarzen, trat über die morsche Schwelle auf ihn zu und fragte: «Wer bist du?»

(Leseprobe aus «Der Schwarze» von Peter Kilian)

